

Rezensionen

Wilhelm Kempf (2021): *Friedensjournalismus. Grundlagen, Forschungsergebnisse und Perspektiven*. Baden-Baden: Nomos, 160 Seiten, 34,- Euro.

Rezensiert von Ralf Spiller

Der Begriff des Friedensjournalismus taucht bereits um 1900 zum ersten Mal auf, die sozialwissenschaftliche Forschung beschäftigt sich seit etwa 25 Jahren mit dem Konzept. Doch was genau ist Friedensjournalismus? Ein Journalismus über den Frieden? Ein normatives Konzept, wie Berichterstattung erfolgen sollte? Oder vielleicht noch etwas anderes?

Kempfs kurzes Buch bringt auf 160 Seiten Licht ins Dunkel. Der Band beginnt mit einem Kapitel von Sonja Kretzschmar und Annika Sehl, in dem die beiden Autorinnen verschiedene Ansätze des Friedensjournalismus aufzeigen und in die bisherige Journalismusforschung einordnen. Es folgen vier Kapitel von Kempf zu »Sozialpsychologie des Friedensjournalismus. Eine Bestandsaufnahme nach 25 Jahren Forschung und Entwicklung« (Kap. 1), »Kriegspropaganda versus Friedensjournalismus« (Kap. 2), »Begriffe und Konzepte des Friedensjournalismus« (Kap. 3) und »Konstruktive Berichterstattung über Verhandlungen« (Kap. 4).

Im Verlauf der Lektüre wird klar, dass es drei sehr unterschiedliche Konzeptionen von Friedensjournalismus gibt: zum einen den Entwurf von Johan Galtung, dessen theoretische Basis die Nachrichtenwerttheorie ist. Demzufolge bilden Nachrichtenfaktoren wie Negativismus, Personalisierung und Eliteorientierung einen Rahmen, der ein stereotypes Bild von Konflikten vermittele. Galtung fordert, sich von diesen Nachrichtenfaktoren zu lösen, und zwar zugunsten einer Berichterstattung, die friedens-, wahrheits-, menschen- und lösungsorientiert ist (Kempf 2021: 102).

Der zweite Ansatz stammt von Kempf selbst und hat als theoretische Grundlage sozialpsychologische Konflikttheorien. Im Kern geht es um eine schrittweise Deeskalation bei der Konfliktwahrnehmung, zu der JournalistInnen durch ihre Berichterstattung einen Beitrag leisten könnten. Es gehe darum, mit den richtigen Fragen an den Konflikt heranzutreten: nicht »Wer ist der Übeltäter?« und »Wie

kann man ihm Einhalt gebieten?«, sondern »Wo liegt das Problem?« und »Wie kann man es im gemeinsamen Interesse lösen? (Kempff 2021: 108f). Das dritte (Praxis-)Konzept von Lynch und McGoldrick (2005) postuliert klare Forderungen, wie JournalistInnen über Konflikte berichten sollen: »Peace Journalism is when editors and reporters make choices – of what stories to report, and how to report them – which create opportunities for society at large to consider and to value non-violent responses to conflict« (Kempff 2021: 5). Während Kempff den Ansatz von Galtung respektiert, obwohl er sich deutlich von seinem eigenen Konzept von Friedensjournalismus unterscheidet, lehnt er den Ansatz von Lynch/McGoldrick klar ab. Jeglicher Anspruch auf journalistische Objektivität werde bei diesem Konzept über Bord geworfen (Kempff 2021: 105).

Kempff belegt seine Aussagen mit zahlreichen empirischen Studien. So zeige z. B. die Berichterstattung über Friedensprozesse, dass JournalistInnen kaum dem Ansatz eines Friedensjournalismus nach Galtung folgen. Es dominiere vielmehr deutlich die von Galtung kritisierte Darstellung nach Nachrichtenfaktoren (Kempff 2021: 131).

Das Buch ist gut lesbar, wirkt dabei jedoch nicht wie aus einem Guss. Vielmehr ist deutlich bemerkbar, dass es sich aus zahlreichen früheren Aufsätzen und Buchkapiteln des Autors speist. So hätten die Erklärungen aus Kap. 3 »Begriffe und Konzepte des Friedensjournalismus« sicherlich besser weiter vorne ins Buch gepasst. Leider ist die Schriftgröße in den Grafiken und Tabellen außerdem so klein, dass sie kaum lesbar sind. Und in wenigen Passagen verlässt Kempff den sachlich-wissenschaftlichen Stil, z. B. wenn er schreibt, »... dass Propaganda zu stinken beginnt« (Kempff 2021: 85). Es ist das große Verdienst von Kempff, dass er die zahlreichen eher disparaten Studien und Quellen – das Literaturverzeichnis umfasst rund 200 weitere Titel zum Thema – zum Friedensjournalismus in diesem Buch zusammengeführt und dem Ganzen einen Rahmen gegeben hat. Eine breite Rezeption der verschiedenen Konzepte eines Friedensjournalismus scheint in der Praxis bisher kaum erfolgt zu sein. Zu Unrecht, denn Medien spielen eine wichtige Rolle bei der Wahrnehmung von Konflikten und damit auch ihrer Lösung. Das Werk von Kempff dürfte ein wichtiger Baustein sein, um der Rezeption dieses hochaktuellen Themas neuen Schub zu geben.

Diese Rezension erschien zuerst in rezeptionen:kommunikation:medien, 14. Juni 2022, abrufbar unter <https://www.rkm-journal.de/archives/23315>

Über den Rezensenten

Dr. Ralf Spiller ist Professor für Medien- und Kommunikationsmanagement an der Macromedia Hochschule, Köln.

Bernadette Uth (2021): *Hochwertig, transparent, publikumsnah. Eine qualitative Analyse redaktioneller Strategien der Vertrauensbildung im Journalismus*. Baden-Baden: Nomos, 407 Seiten, 84,- Euro.

Nina Elvira Steindl (2021): *Geleitet von Vertrauen? Determinanten und Konsequenzen des Vertrauens von JournalistInnen in Deutschland*. Köln: Herbert von Halem, 360 Seiten, 36,- Euro.

Rezensiert von Beatrice Dernbach

Vertrauen ist eines der Buzzwords in der öffentlichen Kommunikation der vergangenen Jahre. Vertrauen Menschen in Krisenzeiten der Wissenschaft – wie es das Wissenschaftsbarometer von Wissenschaft im Dialog belegt –, so genießen PolitikerInnen und JournalistInnen nicht viel davon (wie es das Trust Barometer des Unternehmens Edelman jährlich zeigt). Letzteres messen unter anderem die Wissenschaftler der Universität Mainz, mit insgesamt doch eher beruhigenden Erkenntnissen für die Branche. Das Vertrauen *in (!)* Journalismus wird in der empirischen Forschung häufig und noch immer mit Medienvertrauen gleichgesetzt, obwohl es nicht das Gleiche ist.

Einen wesentlichen Beitrag zu dieser Unterscheidung plus einer zudem nicht (!) rezipientenorientierten Perspektive der Vertrauensforschung *im (!)* Journalismus haben Bernadette Uth und Nina Steindl vorgelegt. Beides sind Dissertationen und beide Autorinnen blicken ins *Innere des Journalismus*, indem sie einerseits die redaktionellen Strategien der Vertrauensbildung (Uth), andererseits die Determinanten und Konsequenzen des Vertrauens *von (!)* Journalist:innen (Steindl) thematisieren und analysieren. Während die Münsteranerin Uth stark angelehnt an das Systemverständnis von Journalismus ihres Doktorvaters Bernd Blöbaum arbeitet und ihre Fragen und Thesen mittels einer qualitativen, explorativ-deskriptiven Studie zu beantworten sucht, wertet die Doktorandin von Thomas Hanitzsch die in der *Worlds of Journalism Study* gesammelten Befragungsdaten sekundär aus und unterfüttert sie mittels einer Inhaltsanalyse.

Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass beide Forscherinnen sich über eine Exegese der Beiträge zu Vertrauen – im Falle Steindl noch stärker interdisziplinär – annähern. Das bietet nicht nur einen guten Überblick, sondern auch einen sehr guten Einstieg in das jeweilige (empirische) Projekt.

Bernadette Uth will herausfinden, wie Redaktionen die Vertrauensbeziehung zu ihrem Publikum wahrnehmen und welche Strategien beziehungsweise Maßnahmen sie zu deren Pflege konzeptionieren und umsetzen. Sie hat selbst mit 29 Personen (davon zwei Ombudspersonen bzw. eine Redakteurin in Doppelfunktion) aus 27 Redaktionen, quer über die Republik verteilt, gesprochen. Ihr

Instrumentarium entwickelt sie theoretisch vor allem basierend auf den Ausführungen zu Qualität und Qualitätsmanagement (v.a. Stephan Ruß-Mohl und Klaus Arnold) und dem Kriterium der Transparenz (u. a. Klaus Meier).

Ihre Ergebnisse überraschen nicht, sind in sich schlüssig und nachvollziehbar. Sie hat drei Haupttypen der redaktionellen Vertrauensbildung identifiziert (vgl. Uth 2021: 305): die Qualitätsorientierten, die Publikumsnahen und die Transparenten. Die Begriffe sind Programm und identisch mit den von den Befragten fokussierten Maßnahmen der Qualitätssicherung, zur Publikumsbindung und der Transparenz. Als ebenfalls wichtig kristallisiert Uth aus den Interviews Maßnahmen zur Medienkompetenzvermittlung, zum Fehlermanagement und zur Evaluation heraus.

Die Redakteurinnen und Redakteure definieren vier wesentliche individuelle Professionalitätsmerkmale, die für die Vertrauensbildung nach außen wichtig sind: Kompetenz, Integrität, Gemeinwohlorientierung und Unabhängigkeit. Dazu und in allen anderen Passagen des Ergebnis-Kapitels 8 sind viele direkte Zitate nachzulesen. Das ist bisweilen anstrengend und ein bisschen zu viel, aber auch sehr aufschlussreich und illustriert gut, wie Bernadette Uth zu der Feststellung kommt, dass es eine große Einigkeit unter den Befragten beziehungsweise einen großen Konsens auch im Vergleich zu den Publikumsbefragungen gibt, andererseits aber auch unterschiedliche Akzentuierungen identifizierbar sind. Für die redaktionelle Praxis hat die Wissenschaftlerin ein Analyseraster ausgearbeitet (vgl. Uth 2021: 342), das in der Redaktion zur Selbstvergewisserung eingesetzt werden kann, um die Wertigkeit, den Status Quo und das Potenzial von vertrauensbildenden Maßnahmen sichtbar zu machen – und daraus möglicherweise auch ein Leitbild zu formulieren.

Ganz anders gelagert ist die Studie von Nina Elvira Steindl. Ihre zentrale Frage lautet: Wodurch kann das politische Vertrauen deutscher JournalistInnen erklärt werden und inwiefern drückt sich dies in der von ihnen produzierten Berichterstattung in Zeitungen aus (vgl. Steindl 2021: 25)? Dafür verknüpft sie zunächst Dimensionen des Vertrauens mit politikwissenschaftlichen Ansätzen. Dabei heraus kommt ein differenziertes Raster politischen Vertrauens, das sich in Unterformen nach drei Vertrauensobjekten spezifiziert: Vertrauen in repräsentative oder regulative Institutionen sowie in PolitikerInnen (v Steindl 2021: gl. 44, Abb. 2). Das theoretisch ausgearbeitete Konstrukt ist überzeugend, aber seine Komplexität erfordert eine konzentrierte Lektüre der Kapitel 2 bis 4.

Herausgegriffen sei nur eine wesentliche Annahme: Die Frage danach, wie sehr Journalistinnen und Journalisten politischen Akteuren vertrauen, hat Konsequenzen für die/ihre (politische) Berichterstattung und damit für die öffentliche Wahrnehmung von Politik. Operationalisiert wird das theoretische Modell in Form zweier Teilstudien: Aus dem Sample der 773 in der *Worlds of Journalism Study* befragten deutschen JournalistInnen hat Steindl

106 Zeitungsredakteurinnen und -redakteure ausgewählt, für die sie die Befragungsergebnisse und in einer Linkage-Analyse deren politische Tageszeitungsbeiträge gekreuzt hat. Sie entwickelt auf der kulturalistischen (soziales Vertrauen, Generation, Bildung), der institutionalistischen (Zufriedenheit mit z. B. den Leistungen der Politik, der Wirtschaftslage etc.) und der individuellen Ebene (Tätigkeit im Politikressort, Berufserfahrung und Identifikation mit der neutralen Vermittlerrolle) jeweils eine Batterie von Hypothesen und Kategorien beziehungsweise Variablen (vgl. Steindl 2021: 175). Die Vertrauensindikatoren bei der Inhaltsanalyse waren – unterschieden nach Politik- und Objektdarstellung – zum Beispiel Objektivität, Negativismus, Emotionalisierung und Personalität, konkrete Tonalität, Konflikt, Konfrontation, Charaktereigenschaften usw. (vgl. Steindl 2021: 191).

Springen wir über die Kapitel 6 und 7 mit den Ergebnissen der Teilstudien schnell hinweg und nehmen nur zwei zusammenfassende Zitate mit zur Conclusio in Abschnitt 8 (vgl. Steindl 2021: 302-320). »Damit belegen die Befunde [aus Teilstudie 1; BD], dass einerseits ein differenzierter Blick auf das politische Vertrauen lohnend ist. Andererseits bestätigen sie den Trend, wonach repräsentativen Institutionen weniger Vertrauen entgegen wird als regulativen, und PolitikerInnen die am wenigsten vertraute Institutionengruppe sind« (Steindl 2021: 249). Und aus Teilstudie 2 das Fazit: «Die Befunde weisen insgesamt darauf hin, dass ein Einfluss durch das Vertrauen der JournalistInnen nicht gänzlich zu vernachlässigen ist und die als Vertrauensindikatoren ausgemachten Facetten der Berichterstattung künftig genauer untersucht werden sollten. Zugleich ist zum Vertrauenseinfluss auf die Berichterstattung aber anzumerken, dass die Effekte zum Teil relativ schwach sind, sodass Vorsicht bei der Interpretation geboten sein sollte. Dies mag freilich daran liegen, dass die Berichterstattung von zahlreichen Einflüssen betroffen sein kann.« (Steindl 2021: 287-288). Oder kurz: Journalistinnen und Journalisten stehen der politischen Elite ein wenig kritischer gegenüber als der Durchschnitt der Bevölkerung, positionieren sich damit aber sehr gut mit ihrer Rolle des kommentierenden Beobachters politischer Akteure und Prozesse und prägen damit die «in der deutschen Journalismuskultur verankerte(n) normative(n) Orientierung als neutrale VermittlerInnen« (Steindl 2021: 319).

Ein pragmatischer Mensch und praktischer Journalist könnte nun mit Blick auf beide Arbeiten fragen: So viel Investment für eine solch schmale Erkenntnis? In der Tat war der jeweilige Aufwand groß und die empirischen, belastbaren Erkenntnisse sind überschaubar. Aber der Wert beider Studien liegt vor allem in der Aufbereitung und Operationalisierung des sozialpsychologischen und komplexen Phänomens Vertrauen *im* System Journalismus. Bernadette Uth und Nina Steindl ist es gelungen, diese Komplexität in ihrer Untersuchungsanlage zu reduzieren.

Leider haben weder ressourcenstarke Unternehmen noch Medienorganisationen noch politische Akteure ein Interesse daran, das Phänomen Vertrauen *im Journalismus* in die Breite und Tiefe zu untersuchen. Gerade in Zeiten, in denen die Medien und der Journalismus als «systemrelevant» bezeichnet werden, sollte es eine selbstverständliche öffentliche und öffentlich reflektierte Auseinandersetzung des Journalismus mit sich selbst im Hinblick auf seine gesellschaftliche Funktion geben – unter Hinzuziehung eines kritischen und kompetenten Publikums. Damit einher geht die seit Jahrzehnten geforderte *Medienkompetenz* bei den Rezipientinnen und Rezipienten. Mit diesem Stichwort schließt sich der Kreis in der Betrachtung der beiden hier besprochenen Publikationen. Journalistinnen und Journalisten können, auch im Verbund mit den Redaktionen, Vieles zum Medienkompetenzerwerb der Menschen beitragen. Aber leider können sie damit kein Geld verdienen.

Diese Rezension erschien zuerst in rezensionen:kommunikation:medien, 8. Juni 2022, abrufbar unter <https://www.rkm-journal.de/archives/23209>

Über die Rezensentin

Dr. Beatrice Dernbach ist Professorin für Praktischen Journalismus im Studiengang Technikjournalismus/Technik-PR der TH Nürnberg. Zu ihren Schwerpunkten gehören Fachjournalismus, Nachhaltigkeit und Ökologie im Journalismus, Narration im und Vertrauen in Journalismus sowie Wissenschaftskommunikation.

**Astrid Blome, Tobias Eberwein, Stefanie Averbek-Lietz (Hrsg.) (2020):
Medienvertrauen. Historische und aktuelle Perspektiven. Reihe: Dortmunder Beiträge
zur Zeitungsforschung. Berlin: de Gruyter, 202 Seiten, 20,95 Euro.**

Rezensiert von Hans-Dieter Kübler

In den Jahren 2014/15, mit der (ersten) Ukraine-Krise und den mächtigen Fluchtbewegungen – so ist vielfach zu lesen – kam in Deutschland der Vorwurf der »Lügenpresse« auf. Die liberalen Mainstream-Medien wurden wegen ihrer angeblichen Desinformation und Manipulation vor allem von rechten Protagonisten wie Pegida u. a. angegriffen, es grassierten unhaltbare Vorwürfe über Fake News und Verschwörungsmymen besonders im amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf und es häuften sich Anfeindungen, Diffamierungen und Verrohungen (Hate Speech) im Netz. Letztlich gerieten die anerkannten Medien unter enormen Legitimationsdruck. Das bislang für fast selbstverständlich gehaltene Vertrauen in die Qualitätsmedien und in den öffentlich-rechtlichen Rundfunk sank; Medienkritik wurde vielfach Systemkritik. In Deutschland reagierte die Kommunikationswissenschaft vor allem mit zwei breiten empirischen Studien, die auch in diesem Sammelband vertreten sind. Für das Dortmunder Institut für Zeitungsforschung und den Verein zur Förderung der Zeitungsforschung in Dortmund e.V. waren die Ereignisse Grund und Anlass, im November 2017 eine internationale Fachtagung mit dem Titel »Glaubst Du noch oder weißt Du schon? Zur ›Glaubwürdigkeit‹ von Medien in historischer und aktueller Perspektive« zu veranstalten, deren neun Beiträge hier überarbeitet und ergänzt dokumentiert sind.

Dem Thema entsprechend sind die ersten beiden Beiträge historisch ausgerichtet: Anhand von historischen Gewährsleuten der Zeitungskritik seit dem 17. Jahrhundert formuliert der Zeitungsforscher H. Böning »Grundprinzipien der frühneuzeitlichen Nachrichtenvermittlung« wie Faktentreue, Glaubwürdigkeit, Aktualität, Sachlichkeit, Pluralität und zuletzt den Jahrhunderttraum, nämlich »ökonomische Unabhängigkeit der Berichterstattung« (der nie eingelöst wurde), und springt von seinen doch recht positiv dargestellten historischen Funden in unmittelbare Vergleiche mit der Gegenwart, was so umstandslos historisch nicht angebracht ist.

Seriöser geht der ehemalige Mainzer Publizistikwissenschaftler J. Wilke vor: Unter Rekurs auf seine gründliche Mediengeschichtsforschung arbeitet er anhand des Werkes des Publizisten H. Wuttke »Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung« (1866) vielfältige »Triebfedern der ›Lügenpresse‹« seit 1848 bis zum Ersten Weltkrieg heraus, als dieser Vorwurf erstmals notorisch wurde. Dass er nach der Militärzensur des Ersten Weltkriegs

von den Nationalsozialisten gegen die bürgerliche und vor allem linke Presse erneut erhoben wurde, zeigt seine durchgängige Traditionslinie in der deutschen Geschichte.

Ganz anders, nämlich empiriekritisch, setzt der Münchner Kommunikationswissenschaftler M. Meyen an: Er untersucht die im Nachkriegsdeutschland erhobenen Daten zur Glaubwürdigkeit der Medien beim Publikum und kann belegen, dass sie vorwiegend den allgemeinen Stand der Zufriedenheit mit der alliierten Politik, die Leistungen der Besatzungskräfte sowie – recht allgemein – die Ausbreitung und Akzeptanz neu etablierter Medien messen. Meyen schlussfolgert daraus, dass solche Umfragen eher instrumentellen Interessen folgen und auch heute noch weitgehend generelle Urteile über die Qualität der Demokratie sind.

Danach folgen die bereits genannten empirischen Forschungsprojekte: In Münster wurde seit einigen Jahren das DFG-Graduiertenkolleg mit dem Thema »Vertrauen und Kommunikation in einer digitalisierten Welt« durchgeführt, in dem 2017/18 repräsentative wie qualitative Erhebungen zur Medienskepsis durchgeführt wurden. Dabei schälten sich zwei Motivbündel heraus: Medien stehen unter dem Verdacht, Teil des Establishments zu sein, nur die Interessen der gesellschaftlichen Eliten zu verfolgen und viele Themen der »kleinen Leute« zu vernachlässigen (Blome et al 2020: 88). Solche Ressentiments (bei bis zu einem Drittel der Bevölkerung) bauen sich in längeren Prozessen auf und werden durch konkrete Ereignisse nur zusätzlich pointiert.

Seit 2008 bis 2017 (inzwischen bis 2019) erheben Kommunikationswissenschaftler*innen in Mainz repräsentative Daten zum Medienvertrauen und publizieren sie in diversen Beiträgen; hier sind die Erhebungswellen der »Mainzer Langzeitstudie Medienvertrauen« von 2008, 2015, 2016 und 2017 einbezogen: Medienvertrauen wird als das »generelle Vertrauen in den medialen Mainstream und die »Bejahung der allgemein akzeptierten gesellschaftlichen Rolle der Medien« definiert und in diversen Items erfasst (Blome et al 2020: 101). In dem Beitrag hier wird das »interpersonale Vertrauen als Prädiktor von Medienvertrauen« in den Fokus gestellt. Die erhobenen Daten über alle vier Wellen ergeben, dass Menschen, die anderen Menschen vertrauen, auch eine höhere und beständigere Prädisposition zu Medienvertrauen haben, mithin »interpersonales Vertrauen«, das sich nach soziodemographischen Variablen verteilt, Vertrauen in gesellschaftliche Institutionen wie die Medien bis zu einem gewissen Grad beeinflusst.

Welche sprachlichen Merkmale die Glaubwürdigkeit von Aussagen erhöhen und das Vertrauen in die Glaubwürdigkeit eines Akteurs in den Medien bestimmen, untersucht die Greifswalder Kommunikationswissenschaftlerin M. Kuhnhen. Sie identifiziert dafür linguistische Kriterien wie Verständlichkeit, Rezipientenorientierung und Bürgernähe, aber auch psychische Faktoren wie Sympathie. Danach vergleicht der Wiener Kommunikationswissenschaftler

T. Eberwein in einer qualitativen Fallstudie diffamierende und hasserfüllte Medienkommentare im Web – hier: »dysfunktionale Anschlusskommunikation« genannt – mit in Interviews erhobenen Zielen und Motiven ihrer Urheber und muss feststellen, dass sich diese im persönlichen Face-to-Face ungleich »rationaler« und disziplinierter äußern, als sie es in ihren Kommentaren tun. Offensichtlich befeuert die spontane digitale Kommunikationsoption Emotionalität und Zügellosigkeit, senkt die mögliche Anonymität dieser Medien Reflexionsfähigkeit und Barrieren des sozialen Umgangs.

Schließlich diagnostiziert der ehemalige Zürcher Kommunikationswissenschaftler O. Jarren wieder einmal die wachsende Differenzierung und Segmentierung der (post)modernen Gesellschaften, die auch das Vertrauen in die traditionellen, zentralen und linearen (Massen)Medien schrumpfen lassen, und fordert einen Journalismus als orientierende Dienstleistung via neue Intermediäre, die als dezentrale und bereichs- bzw. publikumsspezifische ohnehin weniger Vertrauen genießen. Ähnlich argumentiert der Dortmunder Journalistikvertreter H. Müller als Konsequenz für die Ausbildung von Journalist*innen: Da sie immer weniger als Gatekeeper fungieren können und eher zu Scouts im »Aufmerksamkeitswettbewerb« unzähliger Medien werden, müssten sie neben dem traditionellen journalistischen Handwerkszeug auch zusätzliche Kompetenzen in der Recherche, Analyse sowie im »Verkauf« erwerben (Blome et al 2020: 179ff).

Insgesamt dürfte auch dieser Sammelband diverse Ambivalenzen und Widersprüche artikulieren, die in einer sich tiefgreifend wandelnden Gesellschaft und Öffentlichkeit nicht verwunderlich sind: Objektiv und formal nehmen die Informationsmöglichkeiten ständig zu, ob sie es qualitativ tun, sei dahingestellt; oberflächlich propagiert der Markt sie permanent als neue, zusätzlich nutzerfreundliche Optionen und sie werden auch von etlichen User*innen nachgefragt und genutzt. Tatsächlich und qualitativ dürften die Nutzungs- und Informationszuwächse der Rezipienten bescheiden bleiben; allerdings verstärken sich ihre jeweils speziellen Ansprüche an die und artikuliert sich lauter als früher die Kritik an den (traditionellen) Medien, weshalb sich auch etliche aus deren eher generalisierenden Mainstream verabschieden. Welche grundlegenden Konsequenzen diese Entwicklungen haben, wieviel Entfremdung gegenüber den gesellschaftlichen Eliten und staatlichen Institutionen sich bereits etabliert hat und wieviel diese aushalten können, darüber wird eher viel räsoniert denn empirisch geforscht.

Diese Rezension erschien zuerst in rezensionen:kommunikation:medien, 11. April 2022, abrufbar unter <https://www.rkm-journal.de/archives/23172>

Über den Rezensenten

Dr. rer. soc. Hans-Dieter Kübler (*1947) war Professor für Medien-, Kultur- und Sozialwissenschaften an der Hochschule für angewandte Wissenschaften (HAW) Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Medien- und Kulturtheorie, empirische und historische Medienforschung sowie Medienpädagogik. Seit 2012 ist er Mitherausgeber der Halbjahreszeitschrift *Medien & Altern* (München).

Die englische Version der Rezensionen wurde übersetzt von Kerstin Trimble.